

Fürs Rote Kreuz nach Serbien

Autor(en): **Scheidegger, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **21 (1913)**

Heft 11

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-546740>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizerischer Samariterbund.

Sitzung des Zentralvorstandes, Samstag den 3. Mai 1913, in Kreuzlingen.

Protokollauszug.

1. In den schweizerischen Samariterbund werden aufgenommen: Rehetobel, Pratzeln, Erlenbach und Dürdingen.

2. Der Hilfslehrekurs vom 11.—17. Mai in Bern wird auf 16 Teilnehmer reduziert. Die Angemeldeten aus der Ostschweiz werden an den im Juli stattfindenden ostschweizerischen Hilfslehrekurs verwiesen.

Der Protokollführer: **Bieli.**

Schweizerischer Zentralverein vom Roten Kreuz.

Ordentliche Delegiertenversammlung

Samstag und Sonntag den 21. und 22. Juni 1913 in Appenzell.

Programm:

Samstag, 21. Juni. Nachmittags von 5 Uhr an: Bezug der Festkarten im Verkehrsbureau an der Bahnhofstraße. Abends von 8 Uhr an: Freie Vereinigung im „Löwen“.

Sonntag, 22. Juni. Vormittags 8 Uhr: Delegiertenversammlung im alten Ratsaal. 7¹/₄ Uhr Bezug der Stimmkarten für die Delegierten am Saaleingang. Punkt 8 Uhr Verhandlungen:

1. Präsenzliste der Delegierten. 2. Protokoll. 3. Jahresbericht pro 1912. 4. Jahresrechnung pro 1912. 5. Budget für 1914. Berichterstattung über die Finanzlage des Zentralvereins. 6. „Die Hilfsaktion des schweizerischen Roten Kreuzes für die Opfer des Balkankrieges“. Referent: Herr Dr. C. Fischer. 7. Bericht über den Stand der Statutenrevision. 8. Bezeichnung der Kontrollstellen für die Rechnung 1913. 9. Bezeichnung des Ortes der nächsten Jahresversammlung.

Mittags punkt 12 Uhr: Bankett im „Necht“.

Indem wir die Mitglieder des Roten Kreuzes, des schweizerischen Samariterbundes, des schweizerischen Militär-sanitätsvereins und des schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins, sowie andere Freunde unserer Bestrebung zur diesjährigen Rot-Kreuz-Tagung bestens einladen, zeichnen

Mit vorzüglicher Hochachtung

Basel und Bern, 20. Mai 1913.

Für die Direktion des schweizerischen Roten Kreuzes,

Der Präsident:

Der Sekretär:

Heflin, Nat.=Nat.

Dr. W. Sahli.

Fürs Rote Kreuz nach Serbien.

Von Sanitätsfeldweibel Hans Scheidegger.

(Schluß.)

Am Karfreitag mußten sämtliche transportfähige Spitalinsassen nach Valiawo evakuiert werden, weil ein neuer für uns bestimmter Transport von Adrianopel und Skutari zur Aufnahme angefragt ward. Dieser Evakuations-Bahnzug war so stark besetzt,

daß Leichtkranke noch auf den Einsteigertritten Platz nahmen. Auf dem Wege fielen bei einer Eisenbahnbrücke ein Feldweibel und ein Wachtmeister auf die Brücke und in die Morava. Der Feldweibel erlitt eine Schädelbasisfraktur und der andere schwere Verletzungen des Ellenbogens. Wir drei von der schweizer. Rot-Kreuz-Expedition waren wieder die ersten auf dem Platze. Die Verletzten wurden ins nahe Militärspital transportiert und sofort von Dr. Ludwig in Behandlung genommen. Bei unserer Abreise in Kruchevaz waren sie bereits genesen und verlangten von uns die Namen, weil sie immer an uns denken werden.

Im Spital waren — nachdem die Zahl der Verwundeten wegen der Ruhe auf dem Schlachtfeld abgenommen hatte — ausschließlich: Influenza, Bronchitis, Pneumonie und Typhus vorherrschend.

Diese Patienten wurden uns meistens von der in Kruchevaz garnisonierenden Drina-Division überwiesen. Dann aber kamen auch öfters von Skoplie und Nisch her größere Transporte per Bahn. Und hier soll gleich hervorgehoben werden, daß die Eisenbahneinrichtung tadellos war. Jeder Bahre waren noch Schaffelle beigegeben, damit die Patienten gegen Zug und Kälte genügend geschützt seien.

Den 16. Februar (3./II.) hatten wir im Spital hohen Besuch. Der Kommandant der Drina-Division, General Sturm, Adjutant des Königs Peter, nahm in Begleitung eines Regimentskommandeurs die Besichtigung des Spitales vor. Unsere Verwundeten und Patienten waren ja zugehörig zur Drina-Division.

Wir hatten bisher schon immer gehört, daß diese Mannschaften bei Rumanovo glänzend gekämpft, aber auch schwere Strapazen durchgemacht hatten; aber wenn wir das nicht gewußt hätten, so würde uns das Verhalten dieses Generals den Wert der Leute gezeichnet haben. Er war sehr liebenswürdig mit jedem einzelnen und hatte immer ein Wort der Aufmunterung und der Anerkennung. Uns schien es, dieser hohe Herr sei nicht als General gekommen, sondern als Kamerad. Wir hatten uns bei General Sturm vorgestellt und er gab seiner großen Zufriedenheit Ausdruck über das schweizerische Rote Kreuz.

Nach der vorhin genannten Evaluation kam in der darauffolgenden Nacht ein Transport Verwundeter und Kranker an, insgesamt zirka 450—500. Eine Anzahl wurde in Nisch ausgeladen. Zirka 100 erhielt unser Spital und die übrigen wurden nach Belgrad weitergeführt. Bei unsern Verwundeten und Kranken hatte es solche, die in der Schlacht Gehör und Sprache verloren hatten; andere hatten Schußwunden und Streifschüsse in die Extremitäten am Oberkörper und ins Gefäß.

Eine Zeitlang waren wir ganz deprimiert, weil es nicht möglich war, alle Verwundete und Kranke aufzunehmen, die den Spital aufsuchten. Wir hatten täglich das gleiche betäubende Schauspiel: Am Vormittag erschieren oft 40—50 Patienten, etliche von der Bahn, andere aus den Kantonnements. Die einen gingen, auf ihr Gewehr gestützt, und schleppten sich langsam und mühevoll bis zum Spital, andere wurden von weniger schwer kranken Kameraden getragen oder geführt; es kam vor, daß Patienten so befördert wurden, die 39—40 Grad Fieber anzeigten. Vor dem Spital lagen sie ab auf der Straße oder Wiese oder legten sich in Gängen und Treppen des Spitals nieder, bis man eine Gelegenheit hatte, sie unterzubringen. Die Ärzte waren oft gezwungen, in den Gängen oder vor dem Spital die Schwerkranken herauszusuchen zur Aufnahme, währenddem man dann die übrigen zurückweisen mußte.

Das größte Hindernis für uns war die Unkenntnis in der Sprache. Der Dolmetsch, cand. med. Lazarewitsch, war zwar sehr zuvorkommend gegen uns; aber immer war er auch nicht da. Nun, dann suchte man sich auf alle Arten verständlich zu machen und das hatte zur Folge, daß wir uns in einiger Zeit das Nötigste der serbischen Sprache angeeignet hatten und auch bald ohne Dolmetsch unsere Aufgabe besorgen konnten.

Weitere Stunden gab es manchmal auch. Wir hatten die Aufgabe, am Vormittag im Verbandzimmer zu arbeiten und nach Instruktion der Ärzte die Erneuerung der Verbände vorzunehmen. Da war auch noch ein Militärwärter zugeteilt. Da der belgische Arzt hier zu wenig kontrollierte, konnte dieser Wärter schalten und walten, wie er es nur für gut hielt. Aber Wunden, die längere Zeit

in Behandlung waren, zeigten eine starke Rötung der umliegenden Haut und so machten wir Dr. Ludwig aufmerksam. Und dann legte der Wärter für Geschwulst im Gesicht und für Umlauf Jodoformgaze auf. Der Arzt instruierte den Wärter, wie er vorzugehen habe; aber dieser fühlte sich etwas gekränkt und verlangte drei Tage Urlaub. Später sah er ein, daß manches besser sei, und wir arbeiteten dann recht gut zusammen.

Wo wir irgendeine Verbesserung veranlassen oder selber machen konnten, geschah es. Es war z. B. früher gar keine Badegelegenheit für die Patienten vorhanden; eine solche würde ja auch allerdings wenig genützt haben, da das Wasser in Fässern und mit Zehngespinn beim Stadtbrunnen abgeholt werden mußte und deshalb sparsam damit umgegangen werden mußte; aber es gelang dann doch, für Notfälle irgendwo eine Sitzbadwanne aufzutreiben. Man kann sich denken, daß in diesen Verhältnissen die Kranken nicht sauber genug gehalten werden konnten; die Bettwäsche entbehrte der nötigen Sauberkeit und nicht selten kam es vor, daß neu-angekommene Patienten in die alten Leintücher des Vorgängers haben hineinliegen müssen.

Einmal an einem Morgen war früh schon reges Leben im Spital. Es wurde Auftrag gegeben, Zimmer, Gänge und Treppen zu reinigen und an alle Betten neue Wäsche zu legen. Das war eine Freude, zuzusehen, wie der Spital innert drei Stunden eine volle Umwandlung erfuhr. Und wenn der Spitalkommissär bisher nur mürrisch die Leute abwies, wenn sie saubere Wäsche begehrten, so fand man ihn an diesem Morgen besonders freigibig. Wir hatten die Ueberzeugung, daß etwas Besonderes bevorstehen müsse, und unser Gwunder wurde gestillt durch die Mitteilung, daß der Oberfeldarzt eine Inspektionsreise mache und wahrscheinlich das Reservespital auch besuchen werde. Es blieb aber bei der Aussage.

Im ganzen zusammengefaßt, hatten Kamerad Vögeli und ich täglich sich wiederholende Arbeit: Fiebermessen, Pulszählen, Wickel, Massieren, Verbände; überhaupt mußten wir besorgt sein, daß die ärztlichen Anordnungen prompt ausgeführt wurden. Dann hatten wir Handreichung zu leisten bei operativen Eingriffen. Wir kamen dadurch na-

türlich in beständige Fühlung mit den Patienten und wir waren recht gerne bereit, allen Wünschen nach bester Möglichkeit Rechnung zu tragen.

Eine Bitte, die täglich mehrere Male erneuert wurde, war die des Rauchens. Ein Taschentuch war nie bei einem Patienten zu finden, aber die Zigarette durfte nicht fehlen. Viele hatten die feste Ueberzeugung, daß nur das Rauchen zu Genesung beitragen könne. Im ganzen waren die Patienten sonst folgsam, was auf die militärische Disziplin zurückzuführen war. Die meisten sind durch die militärischen Strapazen, Entbehrungen und Verhältnisse sehr fromm geworden. Selbst die Schwerkranken wollten beim Erscheinen des Popen jeweils aus ihrem Bette treten und das Gebet stehend mitsprechen. Und jeder hatte unter dem Kopfkissen eine Kerze bereit, um in schwerer Stunde sie anzünden zu können.

Hatten wir Todesfälle, dann stellten die nächsten Kameraden dem Entschlafenen eine brennende Kerze zwischen die Hände und es durfte weiter nichts gemacht oder gesprochen werden, bis die Kerze erloschen war. Im Krankensaal herrschte dann Totenstille.

Viele Kranken waren, wie bereits angeführt, der Drina-Division zugehörig. Und die Kruchevazer Soldaten standen überhaupt in dieser Division. So waren auch viele Verluste, die jenes Korps bei Kumanova erlitten, von Kruchevazer Familien zu beklagen. Es ist Sitte, daß bei Todesfällen an den Häusern schwarze Fahnen herausgehängt werden. Wir sind in jeder Straße — manchmal mehreren — solcher Zeichen der Trauer begegnet, und man kann sich denken, wieviel Niedergeschlagenheit und Mutlosigkeit vorhanden ist, denn es ist für die Leute keine Kleinigkeit, sich darein schicken zu müssen, Vater oder Sohn für immer zu vermissen.

Einmal hatten wir einen Soldaten ins Spital aufgenommen, der sehr schwer krank war (Lungenentzündung). Er hatte hohes Fieber und war verwirrt. Dr. Ludwig jagte aber, der dürfe nicht sterben, und drei Tage und Nächte haben wir ganz diesem Soldaten gewidmet. Endlich am vierten Tage sank die Temperatur und in kurzer Zeit war der Patient außer Gefahr. Als er hergestellt war, erkundigte er sich beim Militärwärter, ob Dr. Ludwig oder ich noch ledig seien, und

als er gefragt wurde, weshalb er das wissen wolle, meinte er: wenn das beim einen oder andern zutreffe, dann wolle er dem aus Dankbarkeit seine Schwester zur Frau geben. In Serbien gilt so etwas als größte Dankbarkeit. Wir waren natürlich nicht in der Lage, auf den Antrag einzugehen.

Welch große Opfer auch Angehörige bringen, möchten wir doch auch noch zeigen: Mutter und Braut eines kranken Soldaten hatten Kenntniss erhalten, daß ihr Liebster in einem Spital eingeliefert sei; sie wußten aber nicht wo. So machten sie sich trotzdem auf den Weg und gingen nach Niſch und Baliano und von dort nach Kruchevaz. Drei Tage und Nächte befanden sie sich auf der Reise, und es ist kaum möglich, die glückstrahlenden Gesichter und das Benehmen der Frauen beim Wiedersehen zu beschreiben. Die beiden Frauen waren am Ende der Kraft nach den Beschwerden der Reise. Da sonst nirgends Unterkunftsgelegenheit bestand, so gestattete man ihnen, in einem der Gänge auf Stroh zu nächtigen.

Ein alter Vater hatte vernommen, daß sein Sohn in unserm Spital sei. Um den Spital zu erreichen, mußte er zwei Tage zu Fuß gehen. In der Kanzlei wurde der Name seines Sohnes gefunden und dem alten Manne gesagt, er möge nach Zimmer 8 gehen, wo sein Sohn untergebracht sei. Mit freudestrahlendem Gesichte kam er auf unsere Abteilung, und wir waren tief erschüttert, als wir ihm in schonender Weise sagen mußten, daß sein lieber Sohn vor einer Stunde aus dem Leben geschieden sei. Der vor einer halben Minute mit lachendem Herzen gekommene Mann brach bei unserer Botschaft zusammen.

Am Karfreitag bekamen wir die Aufgabe, alle transportfähigen Patienten zur Evakuierung nach Baliano bereit zu machen, da wiederum über 100 neue Patienten von Adrianopel her zu uns angesagt waren. Und zu gleicher Zeit wurden auch unsere Militärwärter aufgefordert, zu ihren Truppenteilen zurückzukehren, weil die Drina-Division einen Marschbefehl nach Saloniki erhalten habe. Ungünstiger hätte dieser Befehl nicht kommen können. An diesem Tage waren mein Kamerad Bögeli und ich die einzigen Pfleger im Spital. Am folgenden Tage wurden uns vom Kommando Soldaten des IV. Aufgebotes zur Verfügung gestellt; aber diese Leute — so

willig sie waren — hatten eben keine Ahnung von der Krankenpflege. Die meisten kannten nicht einmal das Thermometer. So hatten wir die Aufgabe, diese Soldaten anzulernen, und nach einigen Tagen ging's ganz leidlich. Aber wir waren doch recht froh und dankbar, als es später hieß, es sei verfügt worden, daß zu unserer Unterstützung wieder einige Militärwärter kommen würden.

Der 16. März (29.) — ein Freitag — war für uns ein schmerzlicher Tag. Dr. Ludwig verließ uns an diesem Tage, um die Heimreise anzutreten. Er wurde als Stellvertreter des Herrn Professor Guggisberg nach Bern zurückgerufen. Uns war bange. Hatten wir doch während der ganzen Zeit unseres Beisammenseins im besten Einvernehmen gestanden, ohne die geringste Trübung. Und so ist es wohl begreiflich, daß wir ihn nur ungern ziehen ließen; aber nicht nur wir hatten diese Stimmung, auch der Direktor über die vier Spitäler von Kruchevaz, Kreisarzt Dr. Botta, versuchte Dr. Ludwig zu halten und mit ihm die übrigen Beamten des Reservespitales, wie vor allem auch die Bevölkerung.

Als Ersatz für Dr. Ludwig kam sodann Dr. Alexander Savitsch aus Mschütze. Er behandelte die Patienten außerordentlich freundlich und sorgfältig und erzählte uns von den furchtbaren Strapazen, welche die Soldaten bei Monastir und Kumanova durchzumachen hatten. Dr. Savitsch wurde nach drei Tagen wieder abgerufen; er mußte mit Artillerie nach Stutari. Es war nun kein weiterer Arzt zur Verfügung, und so mußte Dr. Wladislawliwitsch das ganze Spital allein besorgen; eine Aufgabe, die die volle Kraft des Arztes in Anspruch nahm.

Am Sonntag den 24. März (6. April) verließen auch mein Kamerad Bögeli und ich Kruchevaz. Wir sahen erst beim Abschied, wie lieb uns unsere Tätigkeit, sowie die Gegend und Bevölkerung geworden war: etwas wie Wehmut kam über uns, als wir die vielen Händedrucke der Wärter und Patienten sowie der Ärzte und Beamten entgegennahmen und manchmal noch, bevor uns das Dampfroß weiterführte, gingen unsere Blicke hinauf nach der Richtung des Reservespitales. Herr und Frau Professor Colar begleiteten uns mit ihrer Tochter bis zum Knotenpunkt Stalatſch, und dann gab es

nochmals ein Tücherwinken, bis wir auch die letzten Freunde von Kruchevaz außer Gesicht bekamen. Prof. Colar und seine Familienglieder beherrschten die deutsche Sprache, und so war es begreiflich, daß wir uns mit Vorliebe in diesem Kreise aufhielten. Prof. Colar war übrigens zu uns wie ein Vater mit seinen Söhnen, und es ist sicher, daß wir sein so freundliches Verhalten uns gegenüber nie vergessen und zeitlebens dankbar sein werden.

Kamerad Bögeli und ich sind dann abends 11 Uhr wohlbehalten in Belgrad angekommen. Und wir hatten die Absicht, zusammen zwei Tage später nach Hause zu reisen. Natürlich machten wir noch einen Abschiedsbuch beim serbischen Oberfeldarzt, Herrn Dr. Sondermayer. In der Unterredung ersuchte er uns, noch zu bleiben. Mein Urlaub in Zürich ging jedoch seinem Ende entgegen, und so entschloß ich mich, doch heimzureisen. Mein Kamerad Bögeli hatte einen Urlaub bis zum 8. Mai, und so ermunterte auch ich ihn, diesen auszunützen. Er blieb also noch in Belgrad und fand — wenn ich nicht irre — im Reservespital VII weitere Betätigung.

Endlich noch einige Bemerkungen über die freiwillige Hülfe. In Nr. 6 der Zeitschrift „Das Rote Kreuz“ ist im Briefkasten ein Artikel aus der „Norschacher Zeitung“ reproduziert, welcher von einem Wiener Arzt, der in bulgarischen Lager gearbeitet, niedergeschrieben worden sein soll.

Es darf nicht geleugnet werden, daß jener Artikel vielleicht durchaus Tatsachen aufweist; aber in bezug auf die Kurze des Roten Kreuzes ist er von übertrieben pessimistischem Gehalt. Nämlich: man darf sich unter den freiwilligen Helfern und Helferinnen im Balkankriege nicht etwa Leute vorstellen, mit der Ausbildung, wie sie zum Beispiel die Schweiz, Deutschland, oder Oesterreich durch ihre vielseitigen Organisationen zu leisten imstande ist. Viele — und ich darf wohl mit Recht annehmen — der größte Teil freiwilliger Helferinnen auf dem Balkan, sind einfach — ohne auch nur die kleinste Vorbildung — aus Mitleid und Nächstenliebe dem Rufe des Roten Kreuzes gefolgt, ohne daran zu denken, daß hierbei auch die Unterwerfung des eigenen Willens und die Leistung vielleicht ganz unangenehmer und doch wichtiger Arbeit vor allem aus nötig ist. Wer sich nicht ganz in die Dis-

ziplin fügt, taugt bei solchen Anlässen nie und nimmer als Helfer. Ein Beispiel: Im Oktober vergangenen Jahres wurde in Kruchevaz das Reservespital „Gymnasium“ eingerichtet und eröffnet. Eine Organisation des Roten Kreuzes besteht dort nicht, und so ist die Spitalleitung einfach an die jungen Damen des Städtchens gelangt, mit der Bitte, sich als Pflegerinnen zur Verfügung zu stellen. Für dieses Spital, das ca. 200—230 Betten aufwies, meldeten sich gegen 80 Helferinnen. Und die Spitalbeamten erzählten uns, daß in den ersten Wochen alles zu haben gewesen sei; es habe nur eines Wortes bedurft, daß irgend etwas fehle, so sei es nach kurzer Zeit zur Stelle gewesen. Auch die Damen selbst hätten mit Fleiß ihrer Pflicht obgelegen; aber bald habe auch der Eifer nachgelassen und immer mehr sei die Unzulänglichkeit in der Art der Pflege hervorgetreten, so daß die Spitalleitung gezwungen gewesen sei, den Damen die weitere Tätigkeit im Spital zu entziehen. Diese Damen waren alle aus der guten Gesellschaft und es ist nicht zu zweifeln, daß sie anfänglich mit Ernst an ihre Aufgabe herantreten sind; aber es fehlte ihnen der elementarste Begriff des Helfens: sie hatten nicht die Kenntnisse — die Vorkenntnisse — wie man zum Beispiel bei uns Gelegenheit hat, sich anzueignen in Samariter- und Krankenpflegekursen. Und wenn unsere schweizerischen freiwilligen Helfer in der Hauptsache zu ihren Übungen „Simulanten“ verwenden müssen und selten Gelegenheit haben, wirkliche Hülfe zu leisten, so sind ihnen doch Vorkenntnisse angelehrt worden, die es ihnen ermöglichen, in der Wirklichkeit rasch aufzufassen. Mein Kollege Bögeli und ich haben das tatsächlich erfahren. Die Rot-Kreuz-Vereine und die Samariter-Organisationen brauchen sich von gehässigen, übertriebenen Angeiferungen nicht beirren zu lassen: die Sache, deren sie sich angenommen, ist trotzdem gut, und es liegt ein großer Segen darin.

Im übrigen wird man auch in Serbien in der nächsten Zeit der freiwilligen Hülfe mehr Aufmerksamkeit schenken. Nicht wenige Male wurden wir ersucht, über die Rot-Kreuz- und Samariter-Organisationen in der Schweiz Auskunft zu geben und vielleicht wird man es auch dort erleben, daß im nächsten Winter schon Samariterkurse durchgeführt werden.

Und nun mag unser Aufsatz zum Schluß kommen. Aber eine kleine Anekdote — auf der Reise passiert — möchte ich doch noch erwähnen. Ich sitze mit einem deutschen Fabrikanten, dessen Bekanntschaft ich vor der Abreise in Belgrad gemacht habe, im Eisenbahncoupe. In Neufaz steigt eine Dame ein in Begleitung eines etwa 8-jährigen Knaben. Sie kommt in unser Coupe und setzt sich vis-à-vis von mir. Sowie sie mein Rotes Kreuz erblickt, fragt sie mich: „Waren Sie im Krieg?“ Und die Frage war begleitet mit einer mißtrauischen Musterung von oben bis unten. Ich erwiderte: „Ja! wenigstens in Kriegslanden, wengleich nicht direkt auf dem Schlachtfelde.“ Dann trat eine kleinere Pause ein. Plötzlich fragt die Dame: „Dort haben Sie wohl auch ansteckende Krankheiten gehabt?“ Ich beantwortete die Frage in bestätigendem Sinne, worauf die Dame die andere Frage stellte: „Können Sie in Ihren Kleidern nicht etwa noch Bazillen haben, oder sind Sie desinfiziert? wenn nicht, so werde ich sofort ein anderes Coupe auffuchen!“ Mein Fabrikant und ich konnten natürlich

ein verschmitztes Lächeln nicht unterdrücken, und es brauchte noch ordentlich viel, die Dame zu beruhigen. Als sie aber etwa zwei Stationen weiter ausstieg, glaubte ich, beobachten zu können, daß sie leicht aufatmete, als sie uns verließ!

In der Heimat bin ich gesund und wohl angekommen und möchte noch dankbar gedenken der freundlichen Aufnahme bei meiner Rückkehr von Kruchevoz in Belgrad im Reservehospital unserer Schweizer Mission durch Dr. Häberli und alle Angehörigen der Mission. Und schon vielmals zwar ist auch unserm Schweizerkonsul, Herrn Bögeli, öffentlich Lob gespendet worden; aber trotzdem möchten wir nicht unterlassen, auch ihm den herzlichsten Dank zu übermitteln, für seine jederzeit große Bereitwilligkeit, uns bis in die Details entgegenzukommen. In fremdem Lande weiß man solches Entgegenkommen doppelt zu schätzen.

Wir werden weiter arbeiten fürs Rote Kreuz, das die wahre Nächstenliebe fördert und den unglücklichen Mitmenschen eine Hilfe ist!

Schwesterntag in Bern.

Wer am Sonntag den 18. Mai durch die Straßen Berns ging, der war überrascht, wie es wimmelte von Schwestern in der Rot-Kreuz-Tracht. Es sah geradezu kriegerisch aus — bis an die fröhlichen Gesichter, die unter den weißen Häubchen hervorguckten, und denen man es ansah, daß irgend etwas Festliches los war.

In der Tat, wie alljährlich, strömten um diese Zeit die Rot-Kreuz-Schwesterinnen, die in der Stiftung des schweizerischen Roten Kreuzes ausgebildet worden, aus allen Gauen unseres Vaterlandes zusammen, und es war ein erfreuliches Zeichen der Solidarität, daß sie auch die weitesten Wege nicht gescheut hatten, um den Schwesterntag mitzufeiern. Aus dem hintersten Bündnerland, vom Bodensee, von Leylin her rückten sie ein, um durch ihre Anwesenheit Zeugnis abzulegen für getreuliches Zusammenarbeiten am Menschenwohl in idealem Berufe.

Am Vormittag war im Lindenhof ernste Feier und Diplomierung der beiden jüngsten Flügel von Schwestern, die nach dreijähriger Lernzeit als fertige Schwestern ausziehen, ihr Brot zu verdienen, als selbständige, auf eigenen Füßen stehende Frauen.

Daß ein solcher Beruf freudig und fröhlich macht, konnte man nachher am gemeinsamen Mittagessen in der „Zimmern Enge“ sehen, an dem mehr als 100 dieser Schwestern teilnahmen. Wer diese Pflegerinnen da zusammen sah, der mußte sich freuen ob diesem Zusammenhalten und das Gefühl bekommen, daß von einem solchen Festtag, an dem zwar der Festtrubel, die Becher und die Kränze fehlen, die Teilnehmerinnen viel neue Kraft, viel lebhaftere Anregung und Stärkung ihrer Ideale mitnehmen in den schweren Alltagsberuf.

Auf Wiedersehen im nächsten Jahr!